

Die Alchemie im 18. Jahrhundert

Autor(en): **Lutz, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungsblatt / Freunde der Schweizer Keramik = Bulletin de la Société des Amis de la Céramique Suisse**

Band (Jahr): - **(1953)**

Heft 26

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-394884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den auch Malojikageschirr, das auf charakteristische Art grün oder blau geflammt war oder eine ledrige Glasur aufwies. Im 18. Jahrhundert geht man immer mehr zum malerischen Dekor über. Und bis heute lebt hier die Erzeugung von Gefäß- und Ofenkeramik weiter.

Die Suppenschale hat zwei kräftige Henkel erhalten, die für das Brot bestimmte Schale hat drei niedrige pilzförmige Füßchen. Der Dekor ist vorwiegend in Blau gehalten, es sind Friese aus Halbkreisen, Strichen und Punkten und einem schmalen Gittermuster, dazu kommen kleine, bunte Blütenzweige, und im Fond der Suppenschale eine Ecce Homo-Darstellung, in anderen Schalen auch andere Heilige, wie etwa der Heilige Franciscus, die Jungfrau Maria u. a. m.

Der Abt des Augustiner Chorherrenstiftes St. Florian in Oberösterreich, J. B. Födermayer, der dem Stifte von 1716 bis 1732 vorstand, erhielt von den Kapitularen des Stiftes als Geschenk eine Terrine, die in der Wiener Porzellanmanufaktur des Du Paquier hergestellt wurde. Es ist nicht bekannt, aus welchem Anlass der Abt Födermayer dieses Geschenk erhielt, vielleicht erhielt er diese Terrine zur Feier eines Geburtstages. Wenn wir von verwandten Arbeiten in Edelmetall absehen, ist diese

Terrine einer der erlesensten Arbeiten des 18. Jahrhunderts – und zwar eine Wöchnerinnenschale! (Abb. 19.)

Die wohlproportionierte Schale ruht auf niederen Volutenfüssen und hat zwei kapriziöse Henkel, die aus Fischpaaren hervorgegangen sein dürften; auf dem Deckel sitzen wiederum vier kleine Voluten, die als Füße dienend diesen Deckel in eine flache Schale verwandeln können. Die äusserst delikate Malerei muss sich mit der wenig umfangreichen Palette begnügen, die der Wiener Manufaktur in ihren Anfängen zur Verfügung stand; der farbige Eindruck ist hauptsächlich auf Eisenrot und Purpur abgestimmt, wozu dann noch in sparsamerer Verwendung Gold, Blau, Schwarz und Grün kommen. Das Hauptthema ist das vereinigte Wappen des Stiftes und des Abtes; auf Deckel und Schale kehren die Elemente des Laub- und Bandelwerkes immer wieder, vorherrschend zierliche Felder mit Gitterwerk, ferner auf und in der Schale kleine Sträusse aus Blumen und Blättern.

Aus der Wöchnerinnenschale der italienischen Renaissance, die überlieferten zeremoniellen Zwecken diente, ist eine präziöse Suppenschale geworden, in der die alte Form in verfeinerter Art noch weiter lebt, der Sinn des Gefässes jedoch verloren gegangen ist.

Die Alchemie im 18. Jahrhundert

(Abb. 20)

Von Dr. *Alfons Lutz*, Basel

In der Geschichte der Naturwissenschaften, besonders der Chemie, kann das 18. Jahrhundert als Jahrhundert des Umbruchs bezeichnet werden. Allenthalben machten sich zufolge der Aufklärung neue Anschauungen über das Naturgeschehen geltend. Der menschliche Geist griff ordnend und klärend in die Fülle chemischer Vorgänge ein.

Damals wurde das Fundament gelegt zum soliden Bau der chemischen Wissenschaft, und somit war die Alchemie zum Verschwinden verurteilt. Ihr historisches Gewicht machte sich allerdings noch lange bemerkbar. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass es galt, gewohnte Denkweisen aufzugeben und eine jahrtausendalte Tradition zugunsten von etwas völlig Neuem zu verlassen.

Die Alchemie lässt sich bis zu den dunklen Geheimlehren ägyptischer Priester zurückverfolgen; daher die verhängnisvolle Verquickung von rationalen Tatsachen mit religiösen und philosophischen Spekulationen als wesentlicher Bestandteil dieses Phänomens. In der schon früh entwickelten Färbetechnik sowie in der Metallurgie konnten bestimmte chemische Reaktionen beobachtet werden. Wenn beim Verhüttungsprozess aus dem rohen Erz etwas Wertvolleres, nämlich das Metall entsteht, warum sollte nicht auch, so folgerte man, aus unedlem ein edleres Metall entstehen können? Schliesslich weisen die Metalle unter sich mehr gemeinsame Eigenschaften auf als mit ihrer Urform, den Erzen! Eine solche Veränderung lag auch nach der Naturphilosophie des Aristoteles, der die Metalle als zusammengesetzte Körper betrachtete, durchaus im Bereich der Möglichkeiten.

Die Verwandlung der Metalle, besonders aber die künstliche Herstellung von Gold, bedeutete das ersehnte Ziel der Alchemisten. Wer es erreichte, galt als Adept. Die Anhänger der Alchemie glaubten an eine einheitliche Urmaterie, das Chaos, aus der die sichtbaren Dinge geformt sind. Die Metalle bestanden nach ihrer Lehre aus Quecksilber und Schwefel in wechselnden Mengen. Zur Metallverwandlung bedurfte es eines Mittels als Ueberträger der besonderen Eigenschaften des Edelmetalls, wie Farbe, Glanz usw. Dieses Mittel – Stein der Weisen, Tinktur, roter Löwe, Quintessenz oder wie immer es genannt wurde – genügte schon als kleines Quantum, um ein Vielfaches davon an Quecksilber oder Blei in Gold zu verwandeln.

Auf medizinischem Gebiet bildete die Quintessenz die lebensverlängernde Panazee als Mittel gegen sämtliche Leiden, eine Lehre, die von Paracelsus und seinen Schülern noch besonders modifiziert wurde.

Damit das Werk, nämlich die Herstellung des wunderbaren Steins gelinge, musste der Adept sich in religiös-philosophische Meditationen vertiefen. Solche traumhafte, innerseelische Vorgänge wurden bisweilen im Bilde festgehalten, und noch im 18. Jahrhundert entstanden reich illustrierte Werke, deren Inhalt eine wahre Fundgrube für die moderne Tiefenpsychologie bildet. Vergleiche C. G. Jung, «Psychologie und Alchemie», Rascher-Verlag, Zürich.

Entstand auf diesem eher abseitigen Gebiet eine eigentliche Spätblüte, so konnte die Alchemie als solche nichts Neues mehr hervorbringen. Hand in Hand mit ihr gingen in zunehmendem Masse Astrologie und finsterner Aberglaube. Schwindler und

Scharlatane machten sich breit, welche mit ihren Allheilmitteln unter dem Deckmantel der Alchemie ein gutgläubiges Publikum ausbeuteten. Ein Zitat aus Goethes Faust in der symbolhaften Ausdruckweise der Alchemisten möge dies veranschaulichen:

Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloss
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoss.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins Andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?

(Goethe, Faust I)

Die Alchemie war im Laufe der Zeit zu einer literarischen Angelegenheit, ja sogar zu einer ergötzlichen Unterhaltung für Damenkränzchen herabgesunken.

Aehnliches gilt für die Abbildungen von Alchemistenküchen mit ihrem Durcheinander an phantastischen Geräten, merkwürdigen Tieren und Pflanzen, denen als rein literarische Illustration kein Dokumentationswert zuzusprechen ist.

Im Gegensatz dazu überrascht der Raum auf der Abbildung 20 durch seine Sachlichkeit. Es liegen wohl noch einige Geräte, wie Retorte und Tiegel herum, andere hängen an der Wand,

im Hintergrund brennt ein «Philosophischer Ofen». Die saubere Anordnung von Büchern und Gefäßen auf ihren Regalen lässt indessen auf wissenschaftliche Tätigkeit schließen. Die in Gedanken versunkene Gestalt dürfte einen Gelehrten darstellen, der in seinem Laboratorium über neue Probleme der Chemie nachsinnt. Eine letzte Verbindung mit der zu Ende gehenden Epoche stellt das von der Decke herabhängende Fabelwesen dar.

Tatsächlich waren, wie schon eingangs angedeutet, tief verwurzelte alchemistische Gedankengänge noch lange dazu angehtan, selbst in den Köpfen namhafter Chemiker die theoretische Ausdeutung der neueren Erkenntnisse zu verdunkeln.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts entstand die sog. Phlogiston-Theorie, welche annahm, dass in den Metallen ein Feuerstoff vorhanden sei, der bei der Oxydation entweiche. Damit liessen sich bereits viele chemische Reaktionen erklären. Gewisse Widersprüche im Vergleich zu den Beobachtungen jedoch führten am Ende des 18. Jahrhunderts zur Atomtheorie, welche mit der Lehre von der Unveränderlichkeit der Elemente der Alchemie vollends den Boden entzog.

Im Sinne dieser extremen Atomlehre bezeichnete vor hundert Jahren der Chemiehistoriker Kopp die Alchemiegeschichte als die Geschichte eines Irrtums. Dieses allzu einseitige Urteil wäre nach den heutigen Erkenntnissen etwa dahin abzuändern, dass die Alchemie lediglich ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln gewesen sei. Haben nicht die physikalischen Forschungen der letzten Jahre der Menschheit die Mittel in die Hand gegeben, Atome zu zertrümmern oder aufzubauen? Könnten nicht die neuesten Erkenntnisse in der Kernphysik zu ähnlichen Folgerungen über die Einheit der Materie führen, wie sie schon die Alchemisten dunkel vorausgeahnt haben?

Di alcuni vasi da farmacia nel Museo internazionale delle ceramiche di Faenza

(Riproduzioni 21-25)

del Prof. *Giuseppe Liverani*, direttore ff. del Museo

E' più che noto come, dopo quella della mensa, la funzione più largamente assolta in Italia dal genere di ceramica che il Piccolpasso definisce «sottile» prima, durante e dopo il Rinascimento, sia stata il corredo delle farmacie, con un rapporto che, nella proporzione stessa, forse è rispettato anche negli altri Paesi d'Europa. Gran parte dei cimeli ceramici giunti sino a noi sono, infatti, albarelli per unguenti e spezie, pissidi o pillolieri, brocchette per sciroppi, fiasche e vasi a palla per acque odorose. Come gli albarelli, di ispirazione orientale, fiasche e vasi sono, talora, trasformati e nobilitati, correndo il secolo XVI, con l'aggiunta di manichi, nell'intento di dar vita a ricordi classici che, più tardi, subiranno adattamenti e trasformazioni.

Insieme con la cartella nella quale, in fioriti caratteri gotici od umanistici, spicca l'indicazione del contenuto, il vaso è poi arricchito di decorazione: col ritmo delle forme ricorrenti sugli scaffali, questa contribuiva a rendere solenne l'aula ed a creare l'atmosfera suggestiva che tante parte ha nella efficacia dei medicinali.

L'importanza di tal genere di vasellame, la funzione ornamentale, oltre che pratica, assolta in luogo pubblico e per colti

committenti quali erano i farmacisti, ha fatto sì che in questo si riflettesse con chiarezza lo sviluppo stilistico e del gusto.

In epoca a noi più vicina, però, anche per un fenomeno di conservatorismo dovuto a fatti culturali o di tradizione, oltre che economici, il farmacista non ha sempre rinnovato la suppellettile e si è limitato al restauro delle serie contaminandole con copie più o meno fedeli. Talora è addirittura avvenuto che l'arredamento sia stato totalmente rifatto su modelli da tempo superati. Ciò rende necessaria una prudente cautela nell'esame dei capi da farmacia, sovente retrodatati da giudizi condotti su elementi stilistici riviviscenti.

Abitualmente, nelle raccolte di antichi cimeli ceramici, le proporzioni sono così rispettate: nella fase arcaica, sino alla fine del sec. XIV, si nota una prevalenza di brocche e boccali per la tavola, recipienti «cupi» — come li definisce efficacemente, sin dal Cinquecento, il già ricordato Piccolpasso — affiancati da scodelle e, più raramente, da conche e taglieri — le forme «piane»; nel Quattro e nel Cinquecento, tale rapporto si sposta e lascia maggior campo ai piatti col ricco, fastoso ornato che, trasformando gradualmente le superfici in campo per espressioni pittoriche, ad